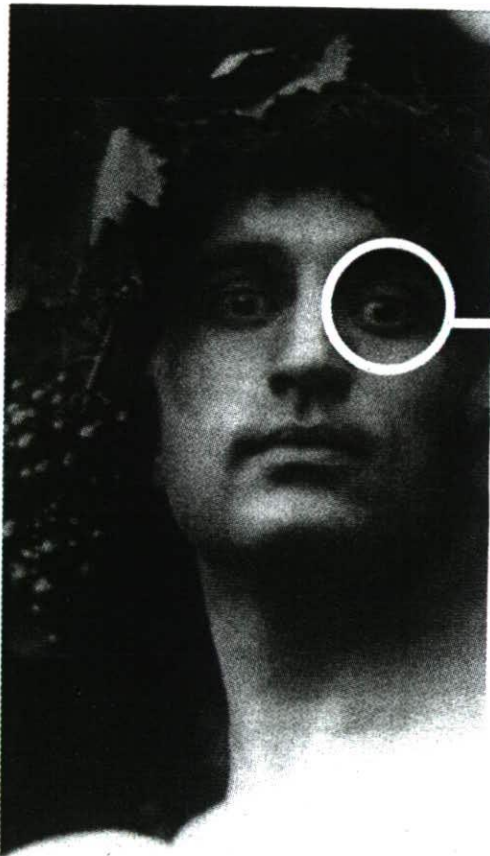


Zotow als Anlass zur Frage:

«Dient Kunst einem bestimmten Zweck?»



Anfang Woche eröffnete die Tangente in Eschen ihre Ausstellung «Statements und Weisse Blätter: PolitikerINNEN und ihre Visionen zur Kunst.» In Vaduz wird das Gesamtwerk Zotows präsentiert, und als wahrscheinlich grösste Vision in Sachen Kunst läuft das Kunstmuseum-Projekt. Was all dem gemeinsam ist, mag auf ersten Blick nicht sichtbar sein. Mit den Augen des Zotow-Bacchus, der seit Tagen vom Engländergebäude herunterblickt, lassen sich aber vielleicht ein paar rote Fäden erkennen.

Wenn hierzulande von Kunst oder übergreifend von Kultur geredet wird, dauert es meist nicht lange, bis die Worte «Imagepflege», «Wirkung nach aussen» und (nationale) «Identität» fallen. Kunst und Kultur sollen immer einen Zweck erfüllen, sie sollen etwas bringen. Davon kommt der praktisch denkende Liechtensteiner nicht weg. So schreiben Heinz Meier, Präsident des Stiftungsrates der Staatlichen Kunstsammlung, und

Hans Brunhart, Präsident des Stiftungsrates der Zotow-Stiftung, im Katalog zur Zotow-Ausstellung: «Die Veranstalter der Ausstellung schätzen sich besonders glücklich über das Interesse, welches das Projekt im Ausland findet.» Friedemann Malsch, Konservator der Staatlichen Kunstsammlung, schreibt ebenfalls im Katalog, Zotow, der von 1938 bis 1953 in Vaduz lebte, habe «mit seinem Wirken kurz, aber wesentlich dazu beigetragen, der bildenden Kunst und ihrem Verständnis in diesem Land einen Boden zu bereiten».

Ähnliche Hoffnungen werden an das Kunstmuseums-Projekt gerichtet. In einem Gespräch mit der LIEWO wiederholt Friedemann Malsch die wichtigsten Aufgaben eines Kunstmuseums: Erstens soll internationale Kunst des 19., 20. und 21. Jahrhunderts präsentiert werden, und zwar über die Region hinaus wie auch nach innen; zweitens soll das Kunstmuseum nach innen Kunst vermitteln. Das Kunstmuseum «soll ein Ort sein, an dem es sich lohnt über Kunst und insgesamt über Kultur zu diskutieren», fasst Malsch zusammen.

Der Boden, den Zotow bereitet hat, muss offenbar weiter beackert werden. Nach aussen will man zeigen, «was man hat», um das Image des Landes zu pflegen. Im Innern will man mit der Kunst eine Art Bildungsarbeit betreiben, um die Identität zu fördern. Die Kunst wäre demzufolge in jedem Fall ein gesellschaftspolitisches Instrument.

Nicht ganz so sehen es die 17 PolitikerInnen, die der Aufforderung der Tangente an 39 Regierungsräte, Landtagsabgeordnete und Gemeindevorsteher, ihre Visionen zur Kunst auf einem Stück Papier festzuhalten, nachkamen. Grösstenteils kommt in den 17 Statements eine idealistische Vorstellung von Kunst zum Ausdruck. Johannes Matt erwartet von Kunst und Künstlern, dass sie «uns die Augen öffnen für Dinge und Dimensionen, die wir sonst nicht sehen, nicht spüren. Künstler», meint Johannes Matt, «sind auch Seismographen, die schon frühzeitig Entwicklungen und Probleme erkennen.» Dagegen fragt etwa Paul Vogt: «Dient Kunst einem bestimmten Zweck? Kunst, scheint mir, lässt sich nicht fassen, sie passt in keinen Rahmen, überschreitet Grenzen, bricht Tabus, versucht Neues.» Kunstförderung und Kunsterziehung müssten von der Alltagskultur ausgehen, schliesst Vogt.

Peter Wolff sieht die Aufgabe der Kunst «nicht zuletzt» darin, «Aspekte unseres Lebens kritisch zu hinterfragen und (...) Dinge in künstlerischer Überhöhung – vielfach auch Überspitzung – aufzuzeigen, die einem sonst in dieser Schärfe vielleicht nicht ins Bewusstsein gelangen.»

Das Bemerkenswerte an diesen Aussagen ist, dass sie Antworten sind auf eine Umfrage, die das Liechtenstein-Bild im Ausland zum Ausgangspunkt nahm. Die Tangente berief sich auf die Allensbach-Studie vom vergangenen Herbst, in der als eines von vier Elementen der Imagepflege die Kultur empfohlen wurde.

Der Künstler Bruno Kaufmann, der die Ausstellung in der Tangente mitplante, zeigte sich mit den Visionen der Politiker nicht ganz zufrieden. Sie seien ihm zu allgemein. Er hätte sich «mehr Antworten erhofft mit Bezug auf die Frage, wie können wir das Liechtenstein-Bild im Ausland mittels Kunst verbessern». Man habe ja bewusst auf die Allensbach-Umfrage Bezug genommen. Es erstaunt nicht wenig, dass dem Künstler Bruno Kaufmann die Politiker für einmal zu wenig praktisch denken. Er, der Künstler, sieht paradoxerweise sein Metier als Werkzeug der Imagepflege – noch mehr als die Politiker. Auch auf die Frage, in welcher Relation für ihn das geplante Kunstmuseum mit den Visionen der Politiker stehe, meint Kaufmann das Kunstmuseum sei ein Beitrag, das Liechtenstein-Bild im Ausland im positiven Sinne zu festigen. Das Kunstmuseum wäre somit eine ganz konkrete Antwort auf die ursprüngliche Frage der Tangente. Ob einem Künstler gar angst und bange werden muss, wenn er von Politikern hört, dass er ein «Seismograph» sei, der «Aspekte unseres Lebens kritisch hinterfragt»? Da ist Imagepflege doch die leichtere Aufgabe.

Neben Kultur, Finanzplatz und Urlaubsziel nennt die besagte Allensbach-Studie das Fürstenhaus als erstes Element der Imagepflege. Das ist keine neue Erkenntnis. Gerne würde das Land die fürstlichen Sammlungen zeigen und sich damit selbst als Kulturnation präsentieren. Schon im



Zusammenhang mit dem einst geplanten, toten Kunsthause hiess es, in diesem Bauwerk würden sich Fürst und Volk die Hand geben. Auch das Konzept für das neue Kunstmuseum sieht als ein Ausstellungsschwerpunkt die Sammlungen des Fürsten, «die etwa im bisherigen Umfang im Wechsel von zwei bis drei Jahren ausgestellt werden.» Immer wieder wird betont, der Fürst habe «zugesichert», dass er auch weiterhin Werke aus

seinen Sammlungen zur Verfügung stellen werde. Dabei ist bekannt, dass er eine eigene Galerie in einer Kaverne im Schlossfels plant. Es ist auch verwunderlich, dass Ausstellungen auf der Basis von «Zusicherungen» projektiert werden. Warum sollte der Fürst oder sonst ein Sammler seine Werke ohne Vertrag für eine Ausstellung zur Verfügung stellen? Es geht ja um grosse Vermögenswerte.

Wie sieht es mit der fürstlichen «Zusicherung» tatsächlich aus? Auf eine Nachfrage der LIEWO schreibt Fürst Hans-Adam II.: «Ich habe zugesichert, dass die Fürstlichen Sammlungen Anfragen seitens der Staatlichen Kunstsammlungen bezüglich Leihgaben für Ausstellungen auch in Zukunft wohlwollend prüfen werden, gleichgültig ob diese Ausstellung im Engländerbau oder im neuen Kunstmuseum stattfinden wird.» (Siehe Kasten nebenan)



Nehmen wir mal an, dass alles so wird, wie es hoffnungsvoll in die Zukunft projiziert wird. Dann hätten wir ein Kunstmuseum mit internationaler Ausstrahlung, ein wiederhergestelltes Landesmuseum in neuem Glanz und eine Kunstkaverne im Schlossfels. Die Bevölkerung wird dann vielleicht 40000 Einwohner zählen. Drei grosse Museen für eine Kleinstadt. Wenn das keine Visionen sind.

Wo bleiben aber die idealistischen Visionen der Politiker? Bleiben sie in der Tangente hängen? Was wird unternommen, um Kunst und Kultur z.B. als kritisches Hinterfragen zu fördern? (Nein, keine Sorge, ich komme jetzt nicht schon wieder mit dem Fixer.)

Kommen wir zurück zu den Augen des Bacchus-Zotow. Die Kunstgeschichte und Kunstkritik hat Zotow bisher ignoriert, weil er in den modernen Strömungen der Kunst nicht mitschwamm und sich von der abstrakten Kunst abwandte. Er galt als Traditionalist, mit einem andern Wort als altmodisch. Seine Rückkehr zu antiken Schönheitsidealen, wie sie vor allem auch in seinen Aktbildern (vgl. unser Titelbild) zum Ausdruck kommen, ist aber nicht nur ein nostalgischer Blick zurück. Zotow habe es gewagt, heisst es in John E. Bowlts Essay im Ausstellungskatalog, als Künstler das Leben über die Kunst zu stellen. Zehn Jahre vor seinem Tod klagte Zotow, «meine Biographie ist mir nicht gelungen». Das eigentliche Kunstwerk, an dem er arbeitete, war sein Leben. Ob es ihm deshalb misslang, weil er sich Masken aufsetzte, wie z.B. die des Bacchus? Ob uns eine Identität als Kulturnation gelingen (zufallen?) wird, wenn wir Kunst und Kultur wie Make-up zur Imagepflege benutzen? Oder stehen wir plötzlich nackt da, sozusagen mit allerhand Kunstgegenständen in den Händen, aber immer noch ohne Kultur(verständnis)?

| Pio Schurti

Mittleres Bild:
Cornelia Herrmann, Kuratorin der Zotow-Stiftung, und HP Gassner, der Gestalter der Ausstellung, packen «einen Zotow» aus.

Rechtes Bild:
Tomi Miladonovic, der in der Ausstellung für die Vernissage sauber machte, zeigt seinen Lieblings-Zotow: «Theseus im Kampf gegen Kentaurern.» «Der kann malen», sagt Tomi.